

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Diane Broeckhoven**  
**Kreuzweg**  
Roman

Aus dem Niederländischen von Isabel Hessel  
124 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-63941-8

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/10282810>

Nach fünfunddreißig Jahren kennt Theo Jespers jede noch so kleine Unebenheit, jede Mulde auf dem Bahnsteig, und doch geht er heute Morgen wie auf Eiern. Er beißt die Zähne zusammen und hält den Blick auf die Kuchenschachtel in seiner rechten Hand gerichtet. Heute ist Karfreitag und sein allerletzter Arbeitstag. In der Konditorei Van de Walle («Ihr täglich Brot und Gebäck, auch Hauslieferungen») hat er eine kleine Torte gekauft, ein verworrenes Nest aus Buttercreme, in dessen Mitte zwei Osterküken sowie ein paar gesprenkelte Zuckereier stecken.

Auf dem mittleren der drei Stahlstühle, die vor der Mauer des Bahnhofsgebäudes stehen, sitzt eine Frau. Sie hat etwas von einer Künstlerin, trägt das Haar ein wenig zu blond für ihr blasses Gesicht und eine lange rostbraune Jacke. Weder alt noch jung, Theo hat sie hier öfter schon gesehen. Soweit er sich erinnert, ist sie aber nie in einen Zug eingestiegen. Der von 8:12 Uhr ist vor elf Minuten abgefahren. Der nächste, auf Gleis 2 in der gegenüberliegenden Richtung, wird noch siebzehn Minuten auf sich warten lassen.

«Zug verpasst?», erkundigt er sich im Vorbeigehen.

«Nein», lautet die Antwort. Mehr nicht.

«Haben Sie vielleicht Lust, mit mir ein Stückchen Torte im Stellwerk zu essen? Ich habe etwas zu feiern», sagt er spontan. Normalerweise ist der Zugang zum Stellwerk für

10 | Unbefugte streng verboten, aber die Frau macht nicht den Eindruck, als würde sie dort Sabotage betreiben wollen.

Der neue Bahnhofsvorsteher, noch grün hinter den Ohren, aber voll guter Absichten, blickt erstaunt vom Bildschirm seines Computers auf.

«Deine Frau?», fragt er.

Theo schüttelt den Kopf, lacht.

«Lass uns diese unbekannte Dame als eine Abgesandte aller Reisenden betrachten, die ich im Laufe meiner Karriere habe vorüberziehen sehen», sagt er feierlich.

Sie trinken im Stehen einen Becher Kaffee und essen mit einem kleinen Plastiklöffel je ein Viertel der Ostertorte auf. Kuchengabeln gibt es in diesem leicht heruntergekommenen Bahnhof nicht.

Theo erkundigt sich, ob sie etwa den nächsten Zug bekommen müsse. Falls ja, blieben ihr noch gut drei Minuten Zeit, um sich durch den muffigen, nach Hundekot riechenden Fußgängertunnel auf die andere Seite zu begeben.

«Ich gehe nirgendwohin», sagt sie. «Mich treibt die Nostalgie hierher. Als Mädchen schlief ich oft bei meiner Oma in dem weißen Haus weiter oben an den Gleisen. Wenn ich an meine Jugend zurückdenke, rattern Züge durch meinen Kopf.»

Während der zweiten Kaffeerrunde gibt Theo ein paar Erinnerungen an Personen oder Begebenheiten aus seiner Laufbahn zum Besten. Was hat er hier nicht alles erlebt! Er könnte glatt ein Buch darüber schreiben. Vorausgesetzt, er hätte Talent zum Schreiben ...

Sie nickt, schüttelt ihm die Hand und wünscht ihm alles Gute für sein weiteres Leben. | 11

Um halb drei verlässt Theo zum letzten Mal das Bahnhofsgebäude, das ihm im Lauf der Jahre vertrauter geworden ist als sein eigenes Haus. Beim Drei-Uhr-Glockenschlag, dem Moment, als in seiner Jugend mit lautem Hallo die Osterferien anfangen, steht Theo am unbewachten Bahnübergang. Der Frühjahrswind streicht durch sein schütteres Haar. Er starrt in die Ferne, richtet den Blick auf den Punkt, wo die Gleise sich zu berühren scheinen, und denkt: Es ist vollbracht.



*J. wird zum Tode verurteilt.*

Im Internat wurde ausschließlich Französisch gesprochen, und wir aßen dort eigenartiges Zeug wie Weißkohl, der kein bisschen weiß war, sondern eher glasig grün wie die Badezimmerkacheln bei uns zu Hause. Halb durchsichtiges Apfelkompott aus großen Einmachgläsern, das wir anstelle von Konfitüre auf unsere Frühstücksbrote schmieren mussten. Mir fehlten in diesem glasigen Brei die Apfelstückchen. Mir fehlten der Zimt und seine goldgelbe Farbe. Mir fehlte eigentlich alles. Vor allem meine Mutter. Aber ich beklagte mich nicht, schließlich war es meine eigene Entscheidung gewesen, die mich hierhergeführt hatte.

Wenn ich Anflüge von Heimweh bekam, spürte ich es meist erst in der Kehle. Anschließend breitete sich das Gefühl gleichzeitig nach oben und unten aus. Meine Augen fingen an zu brennen, ich bekam Magenschmerzen. Ich weinte zwar nie *en plein public* – wie man das nannte –, aber abends, in meinem Zimmer, konnte ich manchmal nicht länger an mich halten. Da war ich nicht die Einzige. Durch die dünnen Holzwände meiner Chambrette und die Baumwollvorhänge hindurch hörte ich des Öfteren unterdrücktes Schluchzen. Vor allem an den ersten Abenden.

Wenn ich mich in meinem Bett zusammengerollt hatte,

14 | sah ich mit geschlossenen Lidern unsere Küche vor mir. Immer dasselbe Bild, das nach und nach lebendig wurde. Ich sitze an der Breitseite des Tisches, es ist für drei Personen gedeckt. Die Farben des Blumenmusters auf dem Tischtuch scheinen zu tanzen. Ich mache gerade meine Hausaufgaben, blättere in der Zeitung, lese. Mama, die sich um das Essen kümmert, steht vor der Anrichte. Gleich wird mein Vater von der Arbeit heimkommen. Ein Schuldirektor verlässt als Letzter das Gebäude, genau wie ein Kapitän sein Schiff. Vaters Schatten sitzt jedoch schon seit fünf Uhr am Kopfende des Tisches.

Immer zischte oder brutzelte etwas in den Pfannen, alles roch so vertraut, nach zu Hause. Auf der ganzen Welt gab es nichts, was ich mehr liebte, als den breiten Rücken meiner Mutter. Früher behauptete sie, sie sehe alles, weil sie überall Augen habe. Auch auf dem Rücken. Und ich glaubte ihr, stellte mir auf beiden Seiten ihrer Wirbelsäule zwei parallel laufende Augenreihen vor. Etwa so wie die Zitzen unseres Hundes, nachdem er, das heißt sie, sechs Junge bekommen hatte. Geworfen, meinte mein Vater. Unterrichten war seine Berufung. Geworfen. Persönlich fand ich, dass die Geburt der Welpen eher wie ein Schieben vor sich gegangen war, aber werfen? Mit angehaltenem Atem und in respektvollem Abstand hatte ich über den Rand des Körbchens hinweg dabei zugesehen, in der Hoffnung, es ginge bei Menschen weniger schmierig zu.

Ich nahm mir vor, eine vorbildliche *pensionnaire* zu werden. Um dem Ganzen Kraft zu verleihen, schrieb ich

gleich auf die erste Seite meines Tagebuchs, das mir meine Mutter mitgegeben hatte: «1. September 1975. Hiermit gelobe ich feierlich ...» Ein schwülstiger Auftakt, für den man sich später schämt.

Ich hatte es also ausschließlich mir zu verdanken – nicht zuzuschreiben –, dass ich in diesem französischen Internat war, 176 Kilometer von zu Hause. Ich hatte es ihnen selbst vorgeschlagen, und es hatte mich monatelange Überzeugungsarbeit gekostet, bis ich meine Eltern so weit hatte. Kurz vor den großen Ferien, als abzusehen war, dass mein Zeugnis genauso gut war wie sonst, hatte ich es geschafft. Klopfenden Herzens breitete ich eines Abends die Folder samt Schulordnung des *Institut de la Vierge Marie pour jeunes filles* auf dem Küchentisch aus und erzählte ihnen, wie ich alles selbst telefonisch angefordert hatte, in meinem besten Französisch. Mit rotem Kopf, aber fest entschlossen, hielt ich ein Plädoyer für meine Zukunft. Ich hielt daran fest, dass diese Schule meine einzige und endgültige Wahl sei, dass sie mich nicht davon abhalten dürften. Die Schwestern der heiligen Jungfrau Maria seien ja so freundlich. Und so modern. Ich würde mich dort sicher zu Hause fühlen. Ich wollte nichts lieber, als die letzten beiden Jahre der Oberstufe auf einem französischen Internat zu verbringen. Die Sprache würde ich im Handumdrehen lernen, was wiederum später ein enormer Vorteil sein würde, wenn ich studieren ginge – in Paris – an der Sorbonne.

Mein Vater spottete, ich solle vielleicht besser Anwalt werden. Meine Mutter bekam feuchte Augen, aber ich bemerkte, dass sie langsam weich wurde. Sie gab zu, dass

16 | ich kein Kind mehr war. Dass sie einerseits stolz auf mich war, andererseits aber eben auch traurig. Was würden die Verwandten dazu sagen oder die Nachbarn? Wer schickte schon seine einzige Tochter mit sechzehn Jahren ins Internat, weit weg von zu Hause, wenn sie nicht mitten in einer Pubertätskrise steckte? Alle werden denken, sie wären mit der Erziehung überfordert. Das passte ihr nicht, gab sie ehrlich zu. Mein Vater sagte danach noch ein paarmal Ja, woraus schließlich ein zögerliches Tja wurde. Danach noch ein paarmal Nein, was sich ziemlich nasal anhörte. Mitten auf seiner Stirn pulsierte eine Ader, ein bläuliches Rinnsaal, das unter seinem Haaransatz verschwand. Er war wütend.

Knapp zwei Wochen später fuhr ich zusammen mit meiner Mutter zum Internat, um mich einzuschreiben. Ich biss mir auf die Zähne, als ich zwischen ihr und einer Schwester in ziviler Kleidung durch die langen, leeren Gänge ging.

«Ein bisschen Heimweh gehört mit dazu, gerade am Anfang», sagte die Nonne, als ich mich schnäuzte, was in dieser unwirklichen Stille wie ein vorüberziehendes Gewitter klang. Ich wollte ihr erklären, es sei bloß eine aufkommende Erkältung, wusste aber nicht, wie man das auf Französisch sagt.

Marieke, die sich ab sofort Marique nennen ließ, wurde schon nach kurzer Zeit eine Freundin. Sie war auch ein Neuzugang, und uns verband die Tatsache, dass wir beide erst unseren Weg suchen mussten. Sie war die älteste von sechs Kindern. Ihre Eltern hatten ein Hotel an der Küste,

und sie war dazu bestimmt, es später zu übernehmen. Sie wiederholte ständig, wie erleichtert sie sei, endlich einmal ihre Ruhe zu haben. Endlich Zeit für sich selbst, ihre Hausaufgaben, ein Buch, eine Partie Schach oder einen Spaziergang durch den immer halbdunklen Klostergarten. Keine fünf Geschwisterchen, die ihr am Rockzipfel hingen, keine Triefnasen, Petzereien oder aufgewärmte Pampe aus der Hotelküche. Was für ein Luxus! So viel war sicher, sie wolle keine Kinder.

Ungefähr zwanzig Jahre nach unserer kurzlebigen Freundschaft entdeckte ich während eines Spaziergangs am Meer ein Fischrestaurant namens Chez Marique. Ich ging dort essen. Während ich das Muschelfleisch aus der Schale herauslöste, konnte ich den Blick nicht von der schwarz gekleideten Geschäftsführerin wenden. War sie das? Ich hatte sie runder und blonder in Erinnerung. Ich habe nicht den Mut gehabt, sie anzusprechen. Früher war für mich gestorben. Abgebrochen wie ein vertrockneter Zweig an einem Baum.

Ich gewöhnte mich schnell ein. Unter der Woche wohnte ich im Internat, von Freitag- bis Sonntagabend war ich zu Hause. Mama gab sich alle Mühe, es mir so angenehm wie möglich zu machen. Sie kochte alles, was ich gerne aß. Samstagmittags erledigten wir zusammen die Besorgungen, abends gingen wir in ein Konzert oder ins Kino. Sie holte in diesen zwei Tagen das Bemuttern nach. «Es ist hier so leer», sagte sie dann, «aber wir sind ja so stolz auf dich. Vergiss das nicht!»

Papa fühlte sich manchmal vernachlässigt und wollte dann auch etwas unternehmen. Irgendwelche Vatersachen. Da gäbe es gerade eine interessante Fotoausstellung im Museum. Oder eine Führung durch den Botanischen Garten, das wäre jetzt besonders schön wegen all der Herbstfarben!

«*Non, merci mon père*», wimmelte ich ihn mit einem Scherz oder einer Ausrede ab. Ich hatte noch Hausaufgaben zu machen oder Kopfweh, keine Lust, schon wieder nach draußen zu gehen. Ich sprach Französisch mit ihm, das nach und nach besser wurde als seines.

«Sei nicht so gemein zu deinem Vater!», lachte Mama dann, wonach meine Eltern vertraute Blicke austauschten und er ihre Tasse noch einmal füllte. Die glückliche Familie, am sonntäglichen Frühstückstisch vereint. Genau solch einen Moment passte ich ab, um schmeichlerisch und mit etwas zu hoher Stimme vorzuschlagen, mich noch am selben Abend zum Internat zu fahren. Wir zu dritt gemütlich im Auto ... Dann brauchte Papa nicht das ganze Stück allein zurückzufahren. Die Ader auf seiner Stirn pochte, als Mama sich bereit erklärte mitzugehen. Nur ich bemerkte das.

Die Dienstagabende waren anders, und zwar nicht nur, weil ich mir dann erlaubte, mich gegen die Schulordnung zu versündigen: Süßigkeiten oder Knabberereien, die man von zu Hause – mit Maß, *mes filles* – mitbrachte, wurden in großen Körben im Erholungsraum gesammelt. Wer

hier etwas lesen, plaudern oder an einem Gesellschaftsspiel teilnehmen wollte, durfte sich selbst bedienen. Nur einmal pro Tisch und nie mehr als ein Schälchen voll. Eine Schokoladenrippe oder ein paar Toffees hob ich immer in meinem Kulturbeutel auf. Am Dienstagabend, und nur dann, aß ich sie im Bett auf, nachdem ich vorher unter der Bettdecke das Knisterpapier heruntergerissen hatte. Das Papierknöllchen steckte ich in meine Jackentasche. Bloß keine Spuren im Abfalleimer hinterlassen. Während ich mir die Süßigkeit auf der Zunge zergehen ließ, dachte ich ganz intensiv und bewusst an zu Hause. An Mama, die zu ihrer wöchentlichen Chorprobe gegangen war und dort leidenschaftlich den Dirigentenstab schwang. An Papa, der jetzt allein im Haus war, sich durch das Fernsehprogramm zappte oder rastlos umherlief, vielleicht auch an einem Meisterwerk arbeitete. Da das Nest nun leer war, hatte er sich ein neues Hobby zugelegt. Er war Sonntagsmaler geworden, und zwar auch an Wochentagen. Auf Holztafeln, nicht größer als ein Blatt Papier, schuf er kindliche Szenen in grellen Farben. Puppenhafte Menschlein in Sträßchen aus Tausenden winzigkleiner Pflastersteine oder beim Picknick unter Bäumen mit Millionen identischer Blätter. Mein Vater war schon immer ein geduldiger Mann mit Durchsetzungsvermögen gewesen.

Ich glaube, ich war in meinem Leben nie glücklicher, als an jenen Dienstagabenden in meinem Zimmerchen, die nur mir allein gehörten. Von der Außenwelt nur durch einen dünnen Vorhang abgetrennt und trotzdem vollkommen sicher. In die Kissen geschmiegt, saß ich so

20 | mit angewinkelten Knien in meinem Flanellnachthemd, den Atem süß von Schokolade. Dann träumte ich von einer Zukunft an fernen, fremden Orten, wo alle Französisch sprachen. Alles, was ich vergessen wollte, hätte die Zeit längst ausgelöscht. Ein oder zwei Mal pro Jahr würde ich mit meinen französisch sprechenden Kindern und ihrem fürsorglichen Vater bei *grand-mère* und *grand-père* in meiner alten Heimat übernachten, abends würden wir in Erinnerungen schwelgen, während die Kleinen im Gästezimmer schliefen. Manche niederländischen Worte oder Ausdrücke hätte ich inzwischen völlig vergessen, aber mein Vater würde sie lachend gemeinsam mit mir wieder ausgraben, während Mama sich erkundigte, wer noch ein Stückchen von dem selbst gebackenen Kuchen essen wolle. Oder vielleicht lieber etwas Herzhaftes?

[...]

---

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)